

# Menschen, ihr Leben, die Zeit

## Vier Theater-Sternstunden: „Drei Schwestern“ in Wiesbaden

Von Peter Iden

WIESBADEN. Manchmal gelingt ein Vorhaben gegen Erfahrung und Erwartung über alle Maßen: Das Ergebnis erscheint uns dann wie ein Wunder. Die Inszenierung von Anton Tschechows Drama *Drei Schwestern* am Staatstheater in Wiesbaden ist so ein Glücksfall. Seit der Premiere vor einem Monat (siehe FR vom 11.4.) hat sie sich zu einer erstrangigen Attraktion entwickelt.

Diese Aufführung ist dabei gerade *kein* Wunder — vielmehr einfach (als ginge das aber so leicht) eine von dem Regisseur mit den Schauspielern und allen anderen Beteiligten sehr intensiv, mit Intelligenz, Aufmerksamkeit für die Dichtung Tschechows, Phantasie und Hingabe erdachte und erspielte, und gegen manche Kleingläubigkeit im eigenen Haus und in der Stadt durchgesetzte Theaterleistung. Wie die Dinge liegen, an vielen Bühnen darniederliegen, ist eine solche Arbeit keineswegs selbstverständlich, kann aber helfen vergessen zu machen, was in den Theatern an Nachlässigkeiten, Schlamperei, Denkfaulheit (also an Mittelmaß) nur zu oft die Praxis bestimmt.

Das Besondere? Die Inszenierung ist sofort bei den Menschen Tschechows, sie erzählt von deren Wünschen und Sehnen (gegen das Elend und das Verzagen, die sie aus ihren Verhältnissen befallen) mit einer emphatischen Nachdrücklichkeit, beglaubigt durch Schauspieler, die, von dem Regisseur genau erkannt, in ihren Möglichkeiten zwar enorm gesteigert, doch auch so geführt wurden, daß sie sich selbst nicht verlieren.

Sie halten sich als einzelne — die drei Schwestern vor allem, die Olga Ulrike Knospes, die Mascha Ariane Payers und die aus Berlin kommende, in der Rolle der Irina debütierende, im Umgang mit der Emotionalität der Figur aufs natürlichste anrührende, hochbegabte Nadja Martina Schulz. Aber zugleich bildet sich zwischen den einzelnen, diesen Frauen und den Militärs zu Gast in ihrem Hause, auch

ein dichtes Geflecht von nuancierten Beziehungen; Stimmungsfelder, atmosphärische Valeurs überlagern und durchdringen einander. Das komplexe Gesellschaftsbild ist in sich ständig bewegt, belebt, es changiert und arbeitet immer zu.

Jedoch bleibt alles bezogen auf Tschechows Werk, ist herausgelesen, entdeckt worden im Text und mit empfindlichem Mut entfaltet. Man kann als Zuschauer immer mitvollziehen, wie die Aufführung nach dem Leben sucht, wie sie fragt nach dem Lebensbegriff der Figuren; und danach, was Zeit bedeutet: als Kategorie der Verzweiflung (angesichts ihrer Flüchtigkeit) wie der Hoffnung (auf ihre Ankunft als eine andere).

Der als Regisseur soviel zustandegebracht hat, ist Roland Schäfer. Er ist Schauspieler im Ensemble der Berliner *Schaubühne* gewesen, Anfang der 80er Jahre war ihm in Düsseldorf eine vielbeachtete, auch zum *Theatertreffen* nach Berlin eingeladene Aufführung von Schillers *Kabale und Liebe* gelungen. Als er dann an der *Schaubühne* Schillers *Die Räuber* inszenierte, konnte er den Düsseldorfener Erfolg nicht wiederholen, das hing ihm lange nach. Seine Arbeit jetzt in Wiesbaden hat eine Qualität wie sie in der Region zuletzt erlebt wurde als es in Darmstadt noch Hans Bauer und Gerhard F. Hering gab oder Frank-Patrick Steckel in Frankfurt Barlachs *Der arme Vetter* zeigte.

Gegen die blinde Theaterkritik am Ort und Vorbehalte im Wiesbadener Theater selbst muß die Aufführung die Unterstützung des Publikums finden. Deswegen wird hier auf sie noch einmal hingewiesen. Was in Wiesbaden im Verlauf der (man ist geneigt zu sagen: leider *nur*) vier Stunden Spieldauer zu sehen ist — darum unter anderem geht es, wenn behauptet wird, wir brauchten das Theater.

*Die nächste Vorstellung am 20. Mai im Kleinen Haus des Wiesbadener Staatstheaters.*